

## Von der Scholastik zum Exzellenzcluster

### Theologie an der Universität – ein Workshop-Bericht

Es muss ein eigentümliches Ereignis gewesen sein: In die evangelische Universitätsstadt Tübingen zieht eine Gruppe von Professoren der katholischen Theologie ein, um im Wintersemester 1817/18 den Studienbetrieb im dafür eigens umgebauten Wilhelmsstift zu eröffnen. Dieses Jubiläum feierte die Fakultät am 17. und 18. Januar 2018. Einer der Workshops befasste sich mit der „Theologie an der Universität“.

Theologie an der Universität zu treiben war von Anfang an nicht selbstverständlich. Als sich die ersten Schulen des Mittelalters zu Universitäten zusammenschlossen, wurde heftig dagegen polemisiert, sie außerhalb eines monastischen Kontextes von Gebet und Kontemplation überhaupt zu betreiben. Die Universität Tübingen (1477) war hingegen bereits Teil eines deutschen Gründungsbooms, der sich auf italienische, französische und englische Vorbilder berief, wo die Theologie unbestritten den Rang einer ersten Fakultät einnahm. Die „konfessionalisierte“ Theologie des 16. und 17. Jahrhunderts war aus den Bekenntniskämpfen der deutschen Staaten und Konfessionskulturen nicht wegzudenken und übernahm dennoch im 18. Jahrhundert eine tragende Rolle im Prozess der Aufklärung. Zwischen „Staatsanstalt“ und „Freiheit der Wissenschaft“ hatte sie sich dann durch die ganze Moderne hindurch zu profilieren, um derzeit in der drittmittelgesteuerten Welt der Exzellenzcluster ihren Platz zu finden.

Der Workshop, den Volker Leppin<sup>1</sup> und Andreas Holzem<sup>2</sup> im Rahmen der Jubiläumstage zum 200. Jahrestag der Fakultätsgründung anboten, untersuchte anhand ausgewählter Quellen diesen langen Entwicklungsbogen, in dem der Universität und den Theologischen Fakultäten in Tübingen keine kleine Bedeutung zukommt. Denn eine altgläubige Fakultät des späten Mittelalters wandelte sich zu einer evangelischen, um mit dem Hinzutreten der katholischen 1817 ein zunächst spannungsreiches, nun kooperativ produktives Miteinander zu begründen.

---

1 | Universität Tübingen, Evangelisch-Theologische Fakultät, Lehrstuhl für Kirchengeschichte I/Institut für Spätmittelalter und Reformation.

2 | Universität Tübingen, Katholisch-Theologische Fakultät, Lehrstuhl für Mittlere und Neuere Kirchengeschichte.

## 1. Das Wissenschaftsverständnis der mittelalterlichen Universität

### 1.1 Peter Abaelard: *Sic et Non* (1122/23) – Prolog: Die theologische Methode

Die Geschichte akademisch-wissenschaftlicher Theologie beginnt noch vor den Universitäten, im Zusammenhang der zahlreichen Schulen, die sich im 12. Jahrhundert in Paris niederließen. Im Nachhinein erscheint als deren bedeutendster Lehrer Petrus Abaelard († 1142), der in seiner Zeit, nicht zuletzt auch wegen seines wenig anpassungsbereiten Naturells, mit vielen Anfeindungen konfrontiert war. Dem Workshop lag ein Ausschnitt aus dem Prolog zu seinem Hauptwerk *Sic et non* vor.<sup>3</sup> In ihm spiegelt sich das für scholastisches Denken charakteristische Bemühen wider, Autoritäten- und Vernunftargumentation in Einklang zu bringen: Die Grundfrage ist, wie innerhalb einer autoritätenorientierten Wissenschaft mit der Feststellung von Widersprüchen zwischen Kirchenvätern – faktisch auch zwischen biblischen Aussagen – umzugehen ist. Abaelard entfaltet hier eine erstaunlich reiche Palette an Verfahrensweisen, die von der Prüfung auf Verderbnis in der Textüberlieferung über die Frage, ob eine Aussage tatsächlich ihrem eigenen Wortsinn nach oder in übertragener Bedeutung zu verstehen ist, bis hin zur tatsächlichen Sachkritik an einer Autorität reichen. Letztere ist dann erlaubt, wenn der behandelte Kirchenvater nicht im strengen Sinne als Autorität spricht, sondern zum Beispiel andere Autoren – vielleicht sogar Häretiker – zitiert oder auch sonst nur eine Meinung statt bindender Lehre vertritt. Abaelard kann sich für diese Möglichkeit sogar wiederum auf einen Kirchenvater, genauer die *Retractationes* von Augustin berufen, in welchen dieser seine eigenen Schriften daraufhin durchgemustert hatte, wo diese beizubehalten und wo zu korrigieren seien.<sup>4</sup>

### 1.2 Thomas von Aquin, *Summa Theologiae* Iq.1 a.2: Ist die heilige Lehre eine Wissenschaft (1265/66–1273)?

Mit all diesen Überlegungen öffnete Abaelard einen Weg zu einem vernunftorientierten Umgang mit Autoritäten. Gestalt gewann diese im Zuge der Gründung der Universitäten dadurch, dass zeitgleich der volle Umfang der Aristoteles-Schriften bekannt wurde. Zu dessen schon länger im Gebrauch befindlichen logischen Schriften kamen nun auch solche über Ethik, Metaphysik oder Wissenschaftstheorie. Die damit der Theologie gestellte Herausforderung, an einem Wissenschaftsverständnis gemessen zu werden, für welches Evidenz und Allgemeingültigkeit, und das hieß: Ableitbarkeit

3 | Quelle: Adolf Martin Ritter/Bernhard Lohse/Volker Leppin, Kirchen- und Theologiegeschichte in Quellen, Bd. 2: Mittelalter, bearbeitet und übersetzt, Neukirchen-Vluyn 2001, 102–104.

4 | Literatur: Stephan Ernst, Petrus Abaelardus (Zugänge zum Denken des Mittelalters, Bd. 2), Münster 2003. Ingo Klitzsch, Petrus Abaelard, *Sic et Non*, in: Christian Danz (Hg.), Kanon der Theologie. 45 Schlüsseltexte im Portrait, Darmstadt 2010, 66–72.

aus allgemeingültigen Prinzipien, konstitutiv sind, nahm Thomas von Aquin († 1274) auf. Im zweiten Artikel der ersten Frage des Ersten Teils seiner *Summa Theologiae*<sup>5</sup> bietet er eine Lösung für das Problem an, das sich nun stellte: Es gebe, so sein Vorschlag, in der allgemeinen Wissenschaftstheorie solche Wissenschaften, die selbst über ihre Prinzipien verfügen, und solche, die ihre Prinzipien von einer höheren Wissenschaft bezögen – so sei etwa die Musik (im Sinne der Harmonielehre) auf die Arithmetik angewiesen. Zu diesen abgeleiteten Wissenschaften gehöre nun auch die Theologie, denn sie empfangen ihre Prinzipien eben wie die Musik aus einer höheren Wissenschaft, nämlich dem Wissen Gottes und der Heiligen.

Ein kritisches Gespräch über einen solchen Text fördert rasch zu Tage, dass der große Gewinn des darin entfalteten Modells – die Einordnung der Theologie in den allgemeinen Wissenschaftsdiskurs – mit einem schweren denkerischen Mangel behaftet ist: Offenkundig macht es einen Unterschied, ob ein Musiker sich aus der Arithmetik solcher Prinzipien bedient, die er, wäre er selbst Mathematiker, auch selbst ableiten und einsehen könnte, oder ob ein Theologe konstitutiv auf das Wissen eines fundamental Anderen, eben Gottes, angewiesen ist. Ungeachtet dieser schon im Mittelalter, etwa von dem Franziskaner Wilhelm von Ockham († 1347), vorgebrachten Kritik blieb die Struktur von Thomas' Modell für den weiteren Umgang mit der Frage der Wissenschaftlichkeit der Theologie von größter Bedeutung und bewahrte das Gedächtnis davon, dass Theologie an der Universität der Verantwortung vor den Maßstäben der allgemeinen Wissenschaftstheorie bedarf.<sup>6</sup>

## 2. Die Gründung der Universität Tübingen: Freiheitsbrief des Grafen Eberhard im Barte für seine Universität Tübingen, 9. Oktober 1477

Graf Eberhard der Ältere, der „im Barte“ genannte, ließ 1477 ein schlichtes Plakat veröffentlichen: Nachdenklichkeit über die Geschichte der Welt, die Entwicklung der Menschheit und die Wohltaten Gottes an der Schöpfung und den Sterblichen gelte es mit einem angemessenen Werk zu beantworten. Eine so motivierte Stiftung hätte noch kurz zuvor einer Kirche oder mindestens einem prächtigen Altar, vielleicht auch einem Hospiz oder Spital gegolten. Eberhard aber gründete eine Universität. Denn „nichts sei geeigneter, ein glückliches Leben zu erlangen, nichts könne dem unsterblichen Gott willkommener sein, als der Beschäftigung mit den schönen Künsten in emsigem Fleiß und Wettstreit nachzugehen und dafür Sorge zu tragen, dass die Wis-

5 | Quelle: Adolf Martin Ritter/Bernhard Lohse/Volker Leppin, Kirchen- und Theologiegeschichte in Quellen (wie Anm. 3), 163f.

6 | Literatur: Zur Theologie im ersten Jahrhundert der Universitäten immer noch grundlegend: Ulrich Köpf, Die Anfänge der theologischen Wissenschaftstheorie im 13. Jahrhundert (Beiträge zur historischen Theologie, Bd. 49), Tübingen 1974. Volker Leppin, Thomas von Aquin (Zugänge zum Denken des Mittelalters, Bd. 5), Münster 2017.

senschaften in den unserer zeitlichen Herrschaft unterworfenen Ländern in Blüte stehe [...].“<sup>7</sup>

Das war ein einerseits erwartbarer und ein andererseits mutiger Schritt. Denn einerseits schossen im Deutschen Reich die Universitäten wie Pilze aus dem Boden: Die ältesten fünf, alle noch im 14. Jahrhundert gegründet, waren Prag, Wien, Heidelberg und Köln, schließlich Erfurt. Nach der Mitte des 15. Jahrhunderts folgten in der zweiten Welle Freiburg, Basel, Ingolstadt, Trier, Mainz und dann Tübingen; 1502 kam Wittenberg hinzu. Die langsam zu Staaten in einem klar umgrenzten Territorium zusammenwachsenden Herrschaftsverbände benötigten schreib- und rechtskundige Beamte. Die nach wie vor andrängenden Fragen der Kirchenreform verlangten nach intellektuell sattelfesten Geistlichen. Der Humanismus, dessen Bildungsimpuls von Italien über die Alpen drängte, forderte und förderte Gelehrtenmilieus, in denen Texte der heidnischen Antike und der christlichen Spätantike sprachkundige Interpreten, textkritische Herausgeber und technisch versierte Drucker fanden. Darum war die Gründung der Universität Tübingen ein erwartbarer Schritt, der ganz und gar dem Zeitgeist entsprach.

Mutig war der Schritt andererseits, weil er ausgerechnet in Tübingen stattfand, einer ackerbürgerlich geprägten Kleinstadt von vielleicht dreitausend Einwohnern, die noch in den Reiseberichten des 18. Jahrhunderts als verwinkeltes Provinznest verhöhnt werden sollte. Eberhard inszenierte mit erstaunlicher Konsequenz ein integriertes Programm landesherrlicher Innovation: Er rief die Universität Tübingen ins Leben, und gleichzeitig förderte er die *Devotio moderna* der „Brüder vom gemeinsamen Leben“. Eberhard war umsichtig genug, um sich die Translation kirchlicher Pfründen zur Finanzierung der Universität von Papst und Kaiser absegnen zu lassen. Aus den acht Kanonikaten schneiderte er sechs Voll-Professuren für Doktoren: drei für die Theologie und drei für das Kanonische Recht. Dazu kamen zwei Magister für die Jurisprudenz des römischen Rechts. Damit war der Schwerpunkt der Ausbildungsbedürfnisse des entstehenden frühmodernen Staates offenkundig. Für die Theologie ging es vor allem um die Ausbildung eines weltkundigen, aber nicht verweltlichten Pfarrklerus, der dem gesteigerten Bildungsstand und Orientierungsbedürfnis städtischer Laien durch Predigt und Individualseelsorge gewachsen war.<sup>8</sup> Gabriel Biel, Leitfigur der *Devotio moderna* in Württemberg und führender Theologe der frühen Jahre, pochte dafür auf ein intensiviertes Bibelstudium, das dem reformatorischen *sola scriptura* na-

7 | Quelle: Rudolf Roth (Hg.), Urkunden zur Geschichte der Universität Tübingen 1476–1550, Tübingen 1877, 30–32.

8 | Literatur: Walter Jens, Eine deutsche Universität. 500 Jahre Tübinger Gelehrtenrepublik, München 1977<sup>b</sup> 1993. Bernhard Neidiger, Das Dominikanerkloster Stuttgart, die Brüder vom gemeinsamen Leben in Urach und die Gründung der Universität Tübingen. Konkurrierende Reformansätze in der württembergischen Kirchenpolitik am Ausgang des Mittelalters, Stuttgart 1993. Dieter Mertens, Der Humanismus und die Reform des Weltklerus im deutschen Südwesten, in: Rottenburger Jahrbuch für Kirchengeschichte 11 (1992), 11–28. Für die frühe Tübinger Theologie nach wie vor sehr bedeutsam: Heiko A. Oberman, Werden und Wertung der Reformation. Vom Wegestreit zum Glaubenskampf (Spätscholastik und Reformation, Bd. 2), Tübingen 1979.

hekam: Wer die Bibel nicht kenne, könne eine geistliche Schafherde nicht auf eine fruchtbare Weide führen: „Wie nämlich wird gepredigt werden, wenn nicht gelesen wird, und wie wird gelesen, wenn nicht geschrieben wird?“<sup>9</sup> Für die Rechtswissenschaft ging es um die Rationalisierung der Verwaltung, die Verschriftlichung und damit Verstetigung staatlicher Institutionen und somit um die Befriedung und Festigung öffentlichen Lebens in einem christlichen Gemeinwesen. Vier deutlich schlechter besoldete und im Senat minder berechnigte Magister-Lehrstühle für das Propädeutikum der *artes liberales* als Keimzelle einer Philosophischen Fakultät fielen auch noch ab; zwei Medizin-Magister erhielten ihr Salär aus herrschaftlichen Fonds.

Der Theologie kam in einer solchen Universität zwar der Rang der ersten Fakultät, ansonsten aber keine Sonderstellung zu. Es waren alle Disziplinen, die der Universitätsgründer dazu bestimmte, Lehrbetrieb und fromme Praxis im Sinne der Brüder vom gemeinsamen Leben eng miteinander zu verschränken, und zwar ideell wie personell. Man sieht sofort, welches Potential eine solche Frömmigkeit für die Verdichtung von Landesherrschaft barg, ohne in ihrem geistlichen Eigenwert darin aufzugehen. Eine Pastoraltheologie, die dem Ordens- und Klerikerstand keine *per se* höhere Dignität und keine größere Verdienstlichkeit mehr zumaß, fügte sich zu einer Landespolitik, die engagierte und fromme Untertanen, aber kein institutionelles Sonderbewusstsein religiöser Körperschaften brauchen konnte. Nach Gabriel Biel, der die Ausbreitung der *Devotio moderna* in Württemberg in enger Abstimmung mit dem Grafenhaus vorangetrieben hatte, wurde der wohl prominenteste Tübinger Schüler Biels, Wendelin Steinbach (1454–1519), zur Leitfigur einer engen Verflechtung von Universitätsstudium und Seelsorgereform. Als er starb, hatte die Reformation mit Martin Luthers Thesen über den Ablass (1517) bereits begonnen.

### 3. Das Programm einer evangelischen Landesuniversität: Jakob Heerbrands „Predig von der hohen Schul zu Tübingen ...“ (1578)

Der Universitätsgründer blieb auch in ehrendem Gedächtnis, als die Universität mit der Reformation 1534 und endgültig nach dem Augsburger Religionsfrieden von 1555 zu einer evangelischen Paradeuniversität wurde. Das zeigt sich in einer Predigt, die Jakob Heerbrand († 1600) zu ihrem hundertjährigen Jubiläum im Jahre 1577 hielt.<sup>10</sup>

9 | So Gabriel Biel in seinem *Tractatus de communi vita* (1469/70); zitiert bei Gerhard Faix, Gabriel Biel und die Brüder vom Gemeinsamen Leben. Quellen und Untersuchungen zu Verfassung und Selbstverständnis des Oberdeutschen Generalkapitels, Tübingen 1999, 165 und 167.

10 | Quelle: Jakob Heerbrand, Ein Predig| Von der hohen Schül | zü Tübingen/ Christlichem Jubel | Jar/ den 20.tag Hornungs [20. Februar 1577] | gehalten. | In gegenwertigkeit (...) Ludwigs | Hertzogen zu Wirtemberg vnnd Teck/ Grafen zu | Mümpelgart etc. Sampt seiner (...) | Gemähelin (...) | Durch | Jacob Heerbrand/ der heiligen Schrifft | Doctorn vnd Professorn daselbsten., Tübingen: Hock 1578. Bayerische Staatsbibliothek; VD16 H 1068.

Heerbrand hatte das Amt des Stiftsdekans und zugleich des Superattendenten am Herzoglichen Stipendium, dem Vorgänger des heutigen Evangelischen Stifts, inne. In seiner Jubiläumspredigt zeichnete er in Gegenwart Herzog Ludwigs die Geschichte der Universität seit ihren Anfängen nach und stellte die Öffnung des alten Augustinerklosters für das herzogliche Stipendium geradezu als Idealfall der Überführung von Klöstern in Schulen dar, wie sie Luther gefordert hatte. Mit der so geförderten Bildung werde in allen Bereichen die Grundlage dafür geschaffen, die Barbarei zu überwinden. Die unterschiedlichen Disziplinen an der Universität sortierte Heerbrand nach dem Schema der lutherischen Zwei-Regimente-Lehre: Im weltlichen Regiment sollte durch die Bildung Friede und Ruhe einkehren, im geistlichen durch Gottes Wort die rechte Lehre, die dabei selbstverständlich von der falschen Lehre abgegrenzt wurde, unter der Heerbrand, der einst in einer evangelischen Delegation das Konzil von Trient besucht hatte, insbesondere den katholischen Glauben verstand. So entwarf er, jubiläumsgerecht, ein bemerkenswertes Bild von bis in das späte Mittelalter zurückreichender Kontinuität einerseits und konfessioneller Verortung der Universität, der Fakultät und des Stipendiums andererseits.<sup>11</sup>

#### 4. Die „Tübinger Schule“?

##### Gründungsideen der „Tübinger Theologischen Quartalschrift“ (ThQ)

1819 erschien in Tübingen die erste Nummer der Theologischen Quartalschrift. Als Herausgeber nennt das Titelblatt die „Doctores der Theologie“ Peter Alois Gratz, Johann Sebastian von Drey und Johann Georg Herbst, sowie Johann Baptist Hirscher, der zu diesem Zeitpunkt gerade einmal 31 Jahre alt war und noch keine Gelegenheit gefunden hatte zu promovieren. Sie waren bereit, einzustehen für das Programm dieser neuen theologischen Zeitschrift, die sich zum Ziel setzte, „nicht minder das Streben nach Wissenschaft anzuregen, als den Sinn für den Geist des Christenthums, und dessen fruchtbare Anwendung auf die Gemüther zu beleben.“<sup>12</sup>

11 | Literatur: Siegfried Raeder, Jakob Heerbrand, in: Friedrich Hertel (Hg.), In Wahrheit und Freiheit. 450 Jahre Evangelisches Stift in Tübingen (Quellen und Forschungen zur württembergischen Kirchengeschichte, Bd. 8), Stuttgart 1986, 81–98. Ulrich Köpf u. a. (Hg.), Die Universität Tübingen zwischen Reformation und Dreißigjährigem Krieg. FS Dieter Mertens (Tübinger Bausteine zur Landesgeschichte, Bd. 14), Ostfildern 2010.

12 | Quellen: Dr. Gratz, Dr. Drey, Dr. Herbst und Hirscher, Ankündigung, in: Theologische Quartalschrift, Jahrgang 1819, erstes Quartalheft, Tübingen 1819, 3. Das folgende Zitat ebd. Digitalisat URL (22.04.2016): <https://www.digizeitschriften.de/en/dms/img/?PID=urn%3Anbn%3Ade%3Absz%3A21-dt-6260|log00003>.

Johann Sebastian von Drey, Kurze Einleitung in das Studium der Theologie mit Rücksicht auf den wissenschaftlichen Standpunct und das katholische System, Tübingen 1819; ND in: Michael Kessler/Max Seckler (Hg.), Theologie, Kirche, Katholizismus. Beiträge zur Programmatik der Katholischen Tübinger Schule von Joseph Ratzinger, Walter Kasper und Max Seckler. Mit reprographischem Nachdruck der Programmschrift Johann Sebastian Dreys von 1819 über das Studium der Theologie, 145–407; hier: 147, 148–149, 153–156.

Für heutige Ohren klingt das recht fromm, aber doch auch ein wenig belanglos. Man übersieht leicht, wie hoch programmatisch diese Sätze sind. Das sind sie natürlich nicht, wenn man eine Art überzeitliche „Tübinger Schule“ herbeischreibt, deren theologische Kerne sich stets gleichgeblieben seien. Im Gegenteil: Hier wird eine Programmatik geschrieben, die höchst zeitgebunden und brisant war: Man finde sich „wunder-sam bewegt und gespannt durch die Erschütterungen der jüngsten Zeit, in der man endlich mit Ernst daran gekommen zu seyn scheint, die katholische Kirche in Deutschland über die Erschütterungen, welche sie durch die Stürme der letzten Jahrzehnte erfahren hat, zu trösten; und ihre hierarchische Verfassung, ihre Verwaltung und Zucht neu zu begründen.“<sup>13</sup>

Dass es einer theologischen Fachzeitschrift gut ansteht, Wissenschaftsgeist zu fördern, kann man unkommentiert passieren lassen. Aber worum geht es genau beim „Sinn für den Geist des Christenthums“ und bei „dessen fruchtbarer Anwendung auf die Gemüther“? Man müsste das, was die Französische Revolution, aber auch die nachfolgenden europäischen Kriege Napoleons für ganz Europa bedeuteten, im Detail erzählen, um imaginieren zu können, was für ein Umbruch das für die Zeitgenossen gewesen ist. Wir erinnern die Französische Revolution heute tendenziell positiv als Beginn der europäischen Demokratie. Aber wir vergessen, was Zeitgenossen wie den Tübinger katholischen Theologieprofessoren der ersten Stunde vor Augen stand, die in der Phase ihres Ausbruchs und ihrer Radikalisierung geboren wurden: Ströme von Blut in der *Terreur*-Phase, die Zerschlagung der französischen Kirche, tausende Geistliche im Exil, hunderte in Frankreich ermordet, schließlich eine vollkommene Entchristianisierung des öffentlichen Lebens; am Gipfelpunkt der Revolution war diese selbst etwas ‚Heiliges‘ geworden. Der Kult des Höchsten Wesens hat die einen begeistert, für die anderen wurde er durchgesetzt mit brutaler Repression.

Die Opferzahlen der Napoleonischen Kriege sind schwer zu schätzen; sie gehen über zwei Millionen Menschenleben sicher hinaus. Danach stand auch von den deutschen Reichsstrukturen kein Stein mehr auf dem anderen; der Wiener Kongress läutete nicht nur einen völligen Umbau der deutschen Staatenwelt ein, sondern nach der sogenannten „großen Säkularisation“ war auch von den Strukturen der katholischen Reichskirche nichts übrig. Drey, Gratz und Möhler und Hirscher hatten, als sie nach Tübingen kamen, die Erfahrung einer völlig unstrukturierten, chaotischen, zukunftsungewissen Phase auf dem Buckel. Erst wenn man die ungeheuerlichen Marginalisierungserfahrungen katholischen Christentums um 1800 vor Augen hat, dann wird es brisant, eine Zeitschrift zu gründen, die sich zum Ziel setzt, „den Sinn für den Geist des Christenthums, und dessen fruchtbare Anwendung auf die Gemüther zu beleben.“ Man müsse nun ernsthaft die Krisen der Kirche „durch die Stürme der letzten Jahrzehnte“ bewältigen, um „ihre hierarchische Verfassung, ihre Verwaltung und Zucht neu zu

---

13 | Vgl. Anm. 12.

begründen.“ Die prominenten Ansätze Tübinger Theologen an der Grenze zwischen aufgeklärter und romantischer Theologie sind also konsequent als zeitgeschichtliche Kommentare zu lesen.<sup>14</sup>

## 5. Theologie unter den Bedingungen der Moderne: 200 Jahre Katholisch-Theologische Fakultät in Tübingen

Aus dem Zusammenbruch des Alten Reiches im Gefolge der Napoleon-Kriege ging am 1. Januar 1806 das Königreich Württemberg hervor. Nach der Säkularisation von 1803 waren seinem vergrößerten Territorium auch katholische Gebiete zugefallen. Der Staat musste daher auch für die Ausbildung katholischer Priester sorgen. Das Kultministerium errichtete 1812 in der ehemaligen Fürstpropstei Ellwangen eine Ausbildungsstätte für katholische Theologen: die „Katholische Friedrichs-Universität“, ein Generalvikariat für ein demnächst zu gründendes katholisches Landesbistum und ein Priesterseminar. Aber Ellwangen wurde zunehmend als ein finsterner Ort geistiger Beschränktheit herabgewürdigt. Der Staat unterwarf beide Konfessionen einer rigiden Kontrolle, weil die Kirchen als unersetzlich galten für die Heranbildung gehorsamer, fleißiger, der Zukunft des 19. Jahrhunderts zugewandter Untertanen. Darum sollte die Ausbildung der Theologen ab dem Wintersemester 1817/18 an der Universität Tübingen stattfinden. Damit begann die eigentliche Geschichte der „Katholisch-Theologischen Fakultät“ der Universität Tübingen – in einer damals weitestgehend evangelischen Stadt und an einer ganz protestantisch geprägten Universität. Katholische Theologie konnte sich also von vornherein nur im Gespräch und in der Auseinandersetzung „mit den Anderen“ profilieren.

Was damit gemeint war, zeigten schon die profiliertesten Theologen der Gründungs-generation: Johann Sebastian Drey entwarf mit seiner „Kurze[n] Einleitung in das Studium der Theologie“ eine Enzyklopädie des Lehrens und Lernens, die die Impulse der Aufklärung, der Romantik und des Idealismus verarbeitete. Peter Alois Gratz entwickelte eine Bibelwissenschaft, die die Einsichten der historischen Kritik aufnahm.

14 | Literatur: Andreas Holzem, *Christentum in Deutschland 1550–1850. Konfessionalisierung – Aufklärung – Pluralisierung*, Bd. 2, Paderborn u. a. 2015, 851–932. Hubert Wolf, *Ein Ort der Finsternis und Beschränktheit? Zur Gründung von Diözese Rottenburg, Katholisch-Theologischer Fakultät und Tübinger Quartalschrift in Ellwangen (1812–1817)*, in: *Tübinger Theologische Quartalschrift* 193 (2013), 98–115. Konstantin Maier, *Johann Baptist von Hirscher (1788–1865). Ein schwäbischer Theologe zwischen den Zeiten*, in: *Im Oberland* 20 (2009), 43–51. Andreas Holzem, 1800 als Epochenwelle. *Wissenskultur – kirchliche Institutionen – menschliche Ordnungssysteme*, in: Ottmar Fuchs/Michael Kessler (Hg.), *Theologie als Instanz der Moderne. Beiträge und Studien zu Johann Sebastian Drey und zur Katholischen Tübinger Schule*, Tübingen 2005, 21–40. Michael Kessler/Max Seckler (Hg.), *Theologie, Kirche, Katholizismus. Beiträge zur Programmatik der katholischen Tübinger Schule von Joseph Ratzinger, Walter Kasper und Max Seckler. Mit reprographischem Nachdruck der Programmschrift Johann Sebastian Dreys von 1819 über das Studium der Theologie (Kontakte. Beiträge zum religiösen Zeitgespräch 11)*, Tübingen 2003.

Johann Adam Möhler setzte sich mit den Aufbrüchen einer ‚pragmatischen‘ Kirchengeschichte auseinander, um die Kirche als ein sich ganz in irdischen Kausalitäten vollziehendes Heilsgeschehen zu erklären. Und Johann Baptist Hirscher lehrte eine wissenschaftlich neu fundierte Moral- und Pastoraltheologie in der Überzeugung, dass nur ein persönlich verantworteter Glaube dazu beitragen könne, das Leben der Kirche zu einem verständigen und produktiven Beitrag zur heraufziehenden modernen Gesellschaft auszugestalten.

Darum ging es der Theologie in Tübingen von Anfang an: Nachdenken über Glauben, Kirche und christliches Handeln kann nicht vonstatten gehen, ohne gleichzeitig eine oft dramatische Zeitgeschichte wahrzunehmen und zu kommentieren: „Die Wahrheit ist Leben und Wirklichkeit – nicht Abstraktion und Lehrsatz“, formulierte Hirscher.<sup>15</sup> In diesem Sinne ist die ThQ die älteste durchgehend bis heute erscheinende katholisch-theologische Fachzeitschrift deutscher Zunge. Zunächst von außen, später selbstbewusst auch von innen, wurde dieser Verbindung von historischer und spekulativer Theologie der Begriff „Tübinger Schule“ zugeschrieben. Das Diktum beschreibt allerdings die Arbeit nur einzelner Professoren und ist auch inhaltlich nicht eindeutig zu bestimmen. Zudem beanspruchte auch die Evangelisch-Theologische Fakultät, eine eigene „Tübinger Schule“ entwickelt zu haben.

Um 1848 entfaltete sich die „ultramontane“ Bewegung, getragen von Theologieprofessoren, Diözesanpriestern und katholischen Standesherrn. Die Ultramontanen wehrten sich gegen die rigide Staatsaufsicht über den Betrieb der Fakultät, die Bindung der Theologenausbildung an die katholische Aufklärung und die bevormundende Personalpolitik. Stattdessen orientieren sie sich „*ultra montes*“ – also jenseits der Berge/Alpen am römischen Papsttum. Die katholische Theologie gewann dadurch – schon bei Möhler – ein verschärft konfessionelles Profil; der Streit mit der Evangelisch-Theologischen Fakultät spitzte sich zu. Die wichtigsten Vertreter des Ultramontanismus im Vormärz waren Carl Joseph von Hefele (Kirchengeschichte) und Johann Evangelist von Kuhn (Dogmatik). Der Ultramontanismus begann sich in einem langen und konfliktreichen, teilweise intriganten Prozess in der Fakultät und in der Diözese durchzusetzen. 1870 definierte das Erste Vatikanische Konzil das Dogma der sogenannten „Unfehlbarkeit des Papstes“. Carl Joseph von Hefele, mittlerweile Bischof von Rottenburg, gehörte auf dem Konzil zur Opposition gegen das neue Dogma. Er lehnte es, wie Johann Evangelist von Kuhn und die Mehrheit der Tübinger Fakultät, sowohl aus inhaltlichen Erwägungen als auch aus Gründen der Opportunität ab. Schließlich unterwarf er sich unter schweren Gewissensbedenken, um die Diözese nicht zu spalten und die Theologische Fakultät nicht zu einem Bekenntnis zu zwingen. In der ThQ herrscht strengstes Stillschweigen über das neue Dogma. Um 1900 schwelte dann auch im Bistum Rottenburg

---

15 | Johann Baptist Hirscher, *Die Christliche Moral als Lehre von der Verwirklichung des göttlichen Reiches in der Menschheit dargestellt*, 3 Bde., Tübingen 1835/36, Bd. 2, 124.

und an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Streit um den sogenannten „Modernismus“. Vertreter reformkatholischer Tendenzen wollten sich von der engen Neuscholastik des römischen Ultramontanismus lösen und die Modernitätsfähigkeit des Katholizismus in der nationalen Wissensgesellschaft des Kaiserreiches fördern. Bischof Keppler betrachtet diese Bestrebungen als „Margarinekatholizismus“, also als billiges Surrogat echter Katholizität. Bis in die Jahre der Weimarer Republik hinein konnte der Verdacht des „Modernismus“ die Theologie lähmen. Immerhin wurde um 1925 die erste Frau an der Fakultät immatrikuliert: Franziska Werfer, die in den 1930er und 1950er Jahren Konzepte für die Ausbildung von Laienkatechetinnen entwerfen sollte: der Anfang des Berufes der Pastoralreferentinnen und Pastoralreferenten.

Zwischen 1933 und 1939 geriet die Katholisch-Theologische Fakultät angesichts der Gleichschaltung der Universität zunehmend unter Druck. Josef Rupert Geiselman (Dogmatik und Dogmengeschichte) unterstellte die Fakultät seinem „autoritär-diktatorischen Führungsstil“ (D. Burkard), was dem in der Gesamtuniversität eingeführten „Führerprinzip“ entsprach. Karl Adam (Dogmatik) und Franz Xaver Arnold (Pastoraltheologie) schlugen auch theologisch Brücken zur NS-Ideologie. Adam publiziert noch 1938/39 Aufsätze, die Jesus zum „Arier“ erklären, um das Christentum gegen das Neuhidentum Alfred Rosenbergs zu verteidigen. „Klar ist [...], dass das deutschnationale Element in der Fakultät insgesamt stark vorherrschte.“ (D. Burkard) Seit 1939 hatte sich die Fakultät dann gegen Pläne ihrer Aufhebung zu verteidigen. Mit der Einberufung der meisten Studenten in die Wehrmacht brach der Studienbetrieb ohnehin weitgehend ab. Es war diese Phase des Nationalsozialismus, in der mindestens einige Akteure der Fakultät sich – um einer vermeintlich ‚modernen‘ Theologie willen – mit dem ideologischen ‚Zeitgeist‘ unverantwortlich weit verständigten.

Nachdem die NS-Zeit die Fakultät geschwächt und auch kompromittiert hatte, standen die 1950er bis 1970er Jahre im Zeichen des jenes Wandels, der das Zweite Vatikanische Konzil vorbereitete, trug und seine Umsetzung bestimmte. Seit der Nachkriegszeit und im Aufwind des Konzils entfaltete die Katholisch-Theologische Fakultät eine enorme Dynamik: Theodor Steinbüchel, Moraltheologe in Tübingen bis zu seinem frühen Tod schon 1949, versuchte die bis dahin völlig ablehnende Theologie in ein Gespräch mit Karl Marx zu bringen und dachte öffentlich über einen christlichen Sozialismus nach. Er wurde ein heute zu Unrecht vergessener Wegbereiter der Politischen Theologie und der Befreiungstheologie. Mit Karl Hermann Schelkle sollte in den 1950er Jahren endlich die historisch-kritische Exegese eine Rehabilitation in Tübingen erfahren, nachdem sie schon im 19. Jahrhundert angefeindet worden war. Schelkle hatte 1940 seine Dissertation „Die Passion Jesu in der Glaubenspredigt des Neuen Testaments“ eingereicht. Während seines ganzen Studiums hatte Schelkle sich mit den Entwicklungen der evangelischen Theologie von Karl Barth bis Rudolf Bultmann auseinandergesetzt und sich begeistert, wenn auch nicht unkritisch, einem ökumenischen Gespräch über die Bibel geöffnet. Die Systematiker – Josef Rupert Geiselman und

Karl Adam – unterstützten seine Hinwendung zur ‚formgeschichtlichen‘ Methode durchaus. Der konservative Neutestamentler Stefan Lösch jedoch, ohnehin mit Geiselman in einen giftigen Streit um die ‚Tübinger Schule‘ verwickelt, lehnte Schelkles Arbeit rundheraus ab. Nur durch schwere Auseinandersetzungen hindurch konnte Schelkle seine Arbeit durchsetzen und nach seiner Habilitation 1950 sogar der Nachfolger Löschs in Tübingen werden. Nun begann die Phase der modernen Exegese, die bis heute in verschiedenen Ausprägungen anhält.

Hans Küng und Joseph Ratzinger gehörten zu den Beratern (*Periti*) der deutschen Bischöfe auf dem Zweiten Vatikanischen Konzil. Zusammen mit Karl Rahner, aber auch mit berühmten französischen Theologen wie Yves Congar trugen sie zur Neuausrichtung der Lehre von der Kirche auf dem Konzil erheblich bei. Nachdem Küng sich in seiner Doktorarbeit intensiv mit der Rechtfertigungstheologie des Schweizer evangelischen Theologen Karl Barth auseinandergesetzt hatte, publizierte er schon 1960, in der Vorphase des Konzils, den programmatischen Titel „Konzil und Wiedervereinigung“. Noch zu Konzilszeiten gründete Küng das „Institut für Ökumenische Forschung“, nachdem er 1960 Professor für Fundamentaltheologie und 1963 Professor für Dogmatik in Tübingen geworden war. Die Bibeltheologie, die Theologie des kirchlichen Amtes und die Liturgie in der Volkssprache konnten als wesentliche Themen auf dem Konzil platziert werden. Küngs öffentliche Forderungen nach dem gemeinsamen Abendmahl mit evangelischen Christen, der Aufhebung des Pflichtzölibats und einer grundlegenden Reform von Papstamt und Kurie blieben jedoch ohne Erfolg.

Ratzinger, bei Konzilsbeginn in Bonn, seit 1963 in Münster und seit 1966 in Tübingen lehrend, trug vor allem durch die Reden, die er für Kardinal Frings verfasste, schon zu Beginn der Konzilsarbeit maßgeblich dazu bei, dass die scholastisch verkrustete römische Konzilsvorbereitung weitestgehend verworfen wurde. Nach dem Konzil aber trieb ihn zunehmend die Sorge um, die Glaubenslehren und die kirchlichen Strukturen des Katholizismus würden unkontrollierbar verwässert. 1968 verließ er, inmitten der „Studentenunruhen“, nach erst zwei Jahren die Fakultät in Richtung Regensburg.

Überschattet wurde die Umsetzung des Konzils durch den „Fall Küng“ und andere spektakuläre „Fälle“. Denn 1979 entzog die Glaubenskongregation dem prominenten Dogmatiker die kirchliche Lehrbefugnis. Der Konflikt hatte geschwelt, seit Küng 1967 im Buch „Die Kirche“ und 1970 in der Streitschrift „Unfehlbar? Eine Anfrage“ aus ökumenischem Interesse die Aufbruchsstimmung des Konzils auf weitergehende Reformen hatte hinlenken wollen. Vermittlungsversuche des Rottenburger Bischofs Georg Moser scheiterten. 1980 wurde Küng Gründungsdirektor des nunmehr fakultätsunabhängigen „Instituts für Ökumenische und Interreligiöse Forschung“ der Universität Tübingen; 1989 entstand auf seine Initiative hin die „Stiftung Weltethos“.

Doch Tübingen blieb ein Ort theologischer Aufbrüche. Alfons Auer publizierte 1971 sein bahnbrechendes Buch „Autonome Moral und christlicher Glaube“. Das Buch läu-

tete einen Paradigmenwechsel in der Moralthologie ein. Walter Kasper erneuerte 1974 mit seinem Buch „Jesus der Christus“ maßgeblich die Christologie. Norbert Greinacher veröffentlichte 1980 „Die Kirche der Armen – Zur Theologie der Befreiung“. Er und andere Theologen der Tübinger Fakultät machten damit die lateinamerikanische Befreiungstheologie in Deutschland bekannt. Das sind nur Beispiele, immer etwas ungleich gegenüber den Ungenannten.

Auch in jüngster Zeit reißt diese Kraft zur maßgeblichen Initiative nicht ab: 2004 gaben Bernd Jochen Hilberath und Peter Hünermann „Herders Theologischen Kommentar zum Zweiten Vatikanischen Konzil“ in 5 Bänden heraus. Professoren der theologischen Fakultäten beteiligen sich an den großen Sonderforschungsbereichen, die mit Mitteln der Deutschen Forschungsgemeinschaft in Tübingen eingerichtet werden: Der SFB „Kriegserfahrung – Krieg und Gesellschaft in der Neuzeit“ (1999 bis 2008) und der SFB „Bedrohte Ordnungen“ (seit 2011) zeigen, dass die Expertise der Theologie aus großen gesellschaftlichen Fragestellungen nicht wegzudenken ist. Seit 2011 eröffnet das Graduiertenkolleg „Religiöses Wissen im vormodernen Europa“ dem wissenschaftlichen Nachwuchs beste Chancen der Förderung. 2015 verlieh die Katholisch-Theologische Fakultät erstmals den Alfons-Auer-Ethikpreis an den Philosophen und Politikwissenschaftler Charles Taylor. 2017 erhielt den Preis der Theologe, Philosoph und Historiker Heiner Bielefeldt, Inhaber des Lehrstuhls für Menschenrechte und Menschenrechtspolitik. Der „Campus der Theologen“, der bald katholische, evangelische und islamische Theologie noch enger zusammenführen wird, ist eine echte Zukunftschance.

Was heißt es also, so fragte sich die Fakultät an den Studentagen zu ihrem Jubiläum, Theologie ausdrücklich und bewusst an der Universität zu betreiben? Diese Frage spannt sich von der Einsicht, wie – historisch gesehen – die Theologie an die Universität gekommen und zu einer universitären Wissenschaftsdisziplin geworden ist, bis hin zur Frage, wie eine universitäre Theologie der Gefahr entgehen kann, sich im akademischen Elfenbeinturm zu verschanzen. Die Theologie unterscheidet sich von der Religionswissenschaft, weil sie ihre akademische Freiheit wahrt und verteidigt und gleichzeitig ihre kirchliche Bindung pflegt. Dadurch will sie den für Theologie konstitutiven Bezug zum gelebten Glauben der Menschen und ihrer Kirche sowie ihre gesellschaftliche und kirchliche Relevanz betonen. Sie tut das in konsequenter Zusammenarbeit mit anderen Disziplinen der Universität: Mit der Altorientalistik und den Sprachwissenschaften forscht sie den Bedeutungen der Bibel nach. Mit der Archäologie, den Historikern und der Denkmalpflege hält sie ihre eigene Geschichte lebendig. Mit den Religionswissenschaften diskutiert sie die neuen religiösen Ausdrucksformen der pentekostalen und charismatischen Bewegungen. Mit der Politikwissenschaft debattiert sie die Rolle der Kirchen im politischen System und die soziale Bedeutung der Wohlfahrtsträger.

An vielen innerkirchlich und gesellschaftlich brennenden Fragen – Strukturwandel der Gemeinden, Priestermangel, Weihe von Verheirateten und Frauen, Ungleichzeitigkeiten und Kulturkonflikte des globalen Katholizismus, Ökumene und interreligiöser Dialog, Frieden und Gerechtigkeit, Flüchtlingsbewegungen und sozialer Zusammenhalt, Ethik des Geborenwerdens und des Sterbens, Medien des Religiösen im digitalen Zeitalter usw. – bearbeiten die Theologinnen und Theologen Tübingens konstruktiv, kritisch und gesprächsoffen ihr Anliegen, die ‚Zeichen der Zeit‘ ernst zu nehmen. Sie hoffen, dafür auch weiterhin engagierte Studierende begeistern zu können.